Zeitschrift: Rorschacher Neujahrsblatt
Band: 61 (1971)

Artikel: Die deutschen Klassiker und die Schweiz
Autor: Thürer, Georg
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-947490

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die deutschen Klassiker und die Schweiz

Prof. Dr. Georg Thürer
Hochschule St.Gallen

Der größte Teil der Schweiz gehört zum deutschen Sprachgebiet. Die neuhochdeutsche Schriftsprache ist daher auch die Kultur- und Weltsprache unserer alemannisch sprechenden Eidgenossen, und die Klassik der deutschen Dichtung gilt mit Recht auch für uns als eine besonders hohe und vorbildliche Zeit der Literatur. Die beiden führenden Klassiker hatten ihr lebendiges Verhältnis zur Eidgenossenschaft. Dabei hatte Goethe sein Bild der Schweiz namentlich auf Reisen, die ihn an den Genfer- und an den Bodensee, vor allem aber in die geistig rege Stadt Zürich und in die Alpenwelt der Urschweiz führten, an Ort und Stelle gewonnen und mehrmals vertieft. Schiller formte sich sein Bild der Schweiz namentlich als Leser schweizerischer Werke, als Hörer von Goethes Berichten und verklärte es als Dichter in seinem letzten abgeschlossenen Werke «Wilhelm Tell», das zu unserm Nationaldrama werden sollte.

I
Goethes Fahrten durch die Schweiz

Fragt man nach den Kräften und Stufen in Goethes Werdegang, so fällt einem auf, wie wenig er den hohen Schulen verdankt. Ob er selber nun zu ungebärdig oder die damaligen Hochschulen zu engherzig waren, sicher ist jedenfalls, daß ihn seine Reisen innerlich mehr förderten als seine Semester. Gewiß bedeutete seine Studienzeit in Straßburg eine Wende im Leben des Jünglings, aber gerade dank alledem, was er außerhalb der Universität sah und trieb: Das Münster und die Natur, Herder und Friederike waren die entscheidenden Begegnungen, nicht die akademischen Lehrer. Der Wanderer Goethe war eher ein «Fahrender Schüler», der die Welt buchstäblich er-fahren, d. h. auf der Fahrt erleben wollte. Darin war er ein echter Zeitgenosse der französischen Reisephilosophen. Er sah sich in der Welt gehörig um und wurde darüber so aufgeschlossen wie wenige Zeitgenossen, ohne aber zigeunerhaft «fahrig» zu werden, wie die rastlosen Reporter der Gegenwart.

Es ist durchaus nicht selbstverständlich, daß der Mitteldeutsche Goethe im 18. Jahrhundert von der Schweiz wahrhaftig mehr Gegenden gesehen hat als später der Schweizer Gottfried Keller, der nie im Welschland, nie im Engadin und nie im Tessin war, obschon er sich in den letzten Jahren seines Lebens nur hätte in den Zug zu setzen brauchen, um mit der Gotthardbahn schon nach wenigen Stunden in ennetbirgischen Landen zu sein. Goethe stand dreimal auf dem Sankt Gotthard oben und mußte sich dabei einmal Mitte November den Zugang zum «königlichen Gebirge» über die Furka durch tiefen Schnee erkämpfen. Für Keller bedeutete der Anstieg auf den Seelisberg eine besondere Leistung; vom Reisen hielt er nicht eben viel, während es für Goethe ein eigentliches Lebenselement war. Kurz ehe er der Schweiz zum letzten Mal Lebewohl sagte, schrieb er am 14. Oktober 1797 an Schiller: «Die Reise gleicht einem Spiel: es ist immer Gewinn und Verlust dabei, und meist von der unerwarteten Seite; man empfängt mehr oder weniger als man hofft, man kann ungestraft eine Weile hinschlendern, und dann ist man wieder genötigt, sich einen Augenblick zusammenzunehmen. Für Naturen wie die meine, die sich gerne festsetzen und die Dinge festhalten, ist eine Reise unschätzbar: sie belebt, berichtigt, belehrt und bildet.» Bei Goethe kann man das sinnvolle Reisen lernen. Sein Reisen ist kein Betäuben, sondern ein waches Wandern, kein Zerstreuen, sondern ein Sammeln. Ob er nun als Jüngling mit dem Stift die Landschaft festhält oder später mit dem Geologenhammer die Felsen abklopft, immer bringt er eine Ernte heim, und anhand der Tage-

Johann Wolfgang Goethe
Kreidezeichnung des Zürchers Johann Heinrich Lips (1791).

bücher und der vielen Briefe lassen sich seine drei Schweizerreisen sozusagen Tag für Tag nacherleben. Wir wollen versuchen, auf ein paar Gängen mit ihm Schritt zu halten und zu verweilen, lernen wir doch das Wesen eines Menschen recht gut kennen, wenn wir zusehen, wie er uns Wohlvertrautem begegnet.

Goethe machte drei Schweizerreisen. Die erste war eine eigentliche Geniefahrt des 26jährigen ins Land der Freiheit, die zweite wurde mit 30 Jahren unternommen und war eine Bildungsreise für seinen anvertrauten Zögling und fürstlichen Freund Karl August, und die dritte, welche Goethe mit 48 Jahren ausführte, ist nahezu eine Exkursion des Wissenschafters zu nennen, wenn natürlich der menschliche Grundton bei Goethe, der erklärte, das eigentliche Studium der Menschheit sei doch immer der Mensch, alleweil vernehmbar bleibt. Außer diesen drei eigentlichen Schweizerreisen ist noch die Durchreise auf der Heimreise aus Italien zu erwähnen. «Wie sein Harfner war er von der Isola bella zum Comersee, über den Splügen nach Graubünden und über Chur nach Konstanz gelangt. Die Spuren dieses schmerzlichen Rückwegs sind gering geblieben», schrieb Gottfried Bohnenblust in seinem Werke «Goethe und die Schweiz» (1932).

Der Beweggrund zur ersten Schweizerreise im Frühsommer 1775 war sehr persönlicher Art. Er prüfte die Liebe, welche ihn am Neujahrstag ergriffen hatte und an die schöne, erst im siebzehnten Jahre stehende Lili Schönemann band, deren Klavierspiel ihn bezauberte. Auch sie erwachte unter Goethes Führung rasch zu reichem Innenleben, und eine energische Freundin der Familie fand, es gelte nun, gleich eine Ehe zu stiften. So verlobten sich die beiden denn auch im April. Allein der Dichter, der bei seinen Freunden damals der «Wanderer» hieß, fühlte sich draußen in der Natur wohler als in der vornehmen Pracht des Bankierhauses und bei den «unerträglichen Gesichtern» am Spieltische. Es ging ihm wie seinem Fernando in der «Stella», einem Drama, das er in jenen Wochen niederschrieb: «Dieser Zustand (der Ehe) erstickt alle meine Kräfte, dieser Zustand raubt mir allen Mut der Seele, er engt mich ein. Ich muß fort in die freie Welt.» Und wo konnte die Welt freier sein als in der freien Schweiz! Dann drängten die Freiheitslustigen, zum Beispiel die beiden Grafen Christian und Friedrich Stolberg samt dem Baron Kurt von Haugwitz. Es kostete diese jungen Verehrer Goethes herzlich wenig Zureden, ihn zu der Fahrt nach der Schweiz mitzureißen. Der Vater war einverstanden, weil er hoffte, die in seinem Erziehungsprogramm vorgemerkte Italien-Fahrt komme wohl gerade anschließend zustande.

Es waren vier Naturburschen, die da auszogen. Sie trugen allesamt die blaugelben Wertherkleider, welche sie mitunter ablegten, wenn sie irgendwo ohne jegliche schützende Hülle badeten. Genossen sie einen Freudentrunk, so schmissen sie die Gläser nach einem Hochruf auf die Geliebte eines Freundes an die Wand. Das Hochgefühl dämpfte sich bei Goethe, als er in Emmendingen seine Schwester Cornelia als Frau des zwar rechtschaffenen, aber innerlich recht kargen Juristen Schlosser unglücklich verheiratet fand. Sie widerriet denn auch ihrem Bruder die Ehe, während Goethe eben auf der Fahrt erproben wollte, ob er Lili wirklich entbehren könnte.

Durch den Schwarzwald geht es Schaffhausen zu. Staunend steht man vor dem Rheinfall, aber Goethe eilt Zürich entgegen, wo er Lavater seinen Gegenbesuch abstatten möchte. Dieser Zürcher Prediger arbeitet damals an seiner Physiognomik, d. h. an einem Werke, welches anhand vieler Bilder den Charakter der Menschen aus dem Antlitz deuten sollte. «Genial-empirisch» nennt Goethe das Vorgehen, das zum guten Teil auf Inspiration beruhte und wohl nicht wenig zuerst in die Bilder hineindeutete, um es nachher herauszudeuten. Goethe ist mit Feuereifer bei dieser Sache, und die beiden jungen Männer schwärmen für ihr Werk und füreinander. Goethe besucht nun auch einige der Größen des damals geistig ungemein reichen Zürcher Kreises, z. B. den sogenannten Chlyjogg, das heißt den Musterbauern Jakob Guyer am Katzensee, den er indessen nicht verhimmelt, sondern trefflich kennzeichnet:

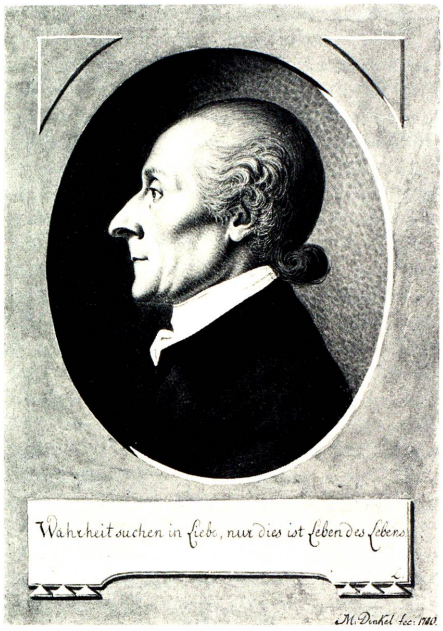
«Ich habe kein aus den Wolken abgesenktes Ideal angetroffen, keinen moralisch philosophischen Bauern. Gott sei Dank, aber eins der herrlichsten Geschöpfe, wie sie diese Erde hervorbringt, der auch wir entsprossen sind.»

Wie einst Klopstock, so besucht auch Goethe den alten Bodmer, für dessen Dichtungen – ach, sie füllten viele, allzuviele Bände – er zwar wenig übrig hat, und der 77jährige Greis wiederum traut dem Jüngling keine Faust-Dichtung zu: der «Schwindelkopf», bemerkt er, werde es höchstens zu einer «Farce» bringen. Auf einer Fahrt nach Richterswil hinauf beginnt man mit dem Reimspiel, aus dem sich vor einem Jahre auf einer Lahn-Fahrt der «Geistesgruß», eine Vorform des «Königs in Thule» gebildet hatte. Hier entstehen die drei Strophen «Auf dem See». Die erste und die letzte geben den Rhythmus des Ruderns wieder. Ausholend wie ein erster, starker Ruderschlag wirkt der Einsatz:

«Und frische Nahrung, neues Blut
Saug ich aus freier Welt.»

Der Schluß des Gedichtes mündet ins Verweilen. Die Flut hat sich geglättet. Ein leiser Morgenwind streift sie noch, aber so zart, daß sie die Früchte des Ufers darin zu spiegeln vermag. Bild und Gegenbild blicken sich an. Nur die Mittelstrophe enthält inmitten der Naturlyrik einen Kern Liebeslyrik: die goldnen Träume sind da. Goethe hat von Lili ein goldenes Herz erhalten, das er umgehängt trägt. Nun gedenkt er ihrer, aber nur einen Augenblick, dann wischt er sich das Bild aus den Augen. «Hier auch Lieb und Leben ist.» Ob er dabei wohl an Frau Barbara Schultheß im Schönenhof zu Zürich denkt, welche er mit Du anredet? (Ihr sandte er künftig seine bedeutendsten Werke, und ihrer Abschrift verdanken wir, daß wir den Wilhelm Meister in der Urform kennen. Ein Schüler brachte dieses hochwichtige Manuskript 1910 dem Gymnasiallehrer Billeter, der es dann dem Literaturprofessoren Harry Maync in Bern zur wissenschaftlichen Bearbeitung überließ.)

Mit den Scharen der Fronleichnams-Pilger wandern die Freunde nach Maria Einsiedeln



Johann Caspar Lavater (1741–1801), Pfarrer von St. Peter in Zürich. Der hinreißende Kanzelredner und Verfasser der «Physiognomik» wurde vom jungen Goethe mit unzähligen andern Zeitgenossen umschwärmt. Später kühlten sich seine Beziehungen zum Zürcher Prediger ab. (Aquarell von Markus Dinkel, 1790, aus der Graphischen Sammlung der Zentralbibliothek Zürich.)

hinauf. Als man im Klosterschatz ein zackiges Krönchen zeigt, denkt der Dichter es sich alsobald auf Lilis Haupt, denn ihre Gestalt wandert mit. Über den Haken (Mythen) geht's dann Schwyz zu. Das Taschenbuch zeigt herzmuntere Gesellen, welche den jodelnden Sennen das Echo nicht schuldig bleiben. «Nachts zehn in Schwyz. Müd und munter vom Bergabspringen voll Dursts und Lachens. Gejauchzt bis zwölf!» Am folgenden Tage fahren die Reisenden bei strahlendem Sonnenschein über den Lowerzersee. Zwei Mädchen rudern. «Vor lauter Wonne sah man gar nichts», lautet der Eintrag ins Tagebuch. Auf der Rigireise erreicht man Maria Gottes zum Schnee, und von der Höhe sieht man durch die Wolkenrisse die Gestade. In Schillers Jägerliedchen lebt Goethes Eindruck weiter. «Durch den Riß nur der Wolken erkennt er die Welt», heißt es vom Alpenjäger. Nun ist der «Tell» der Begleiter der Gesellschaft, welche am Rütli vorbeifährt, «wo die drei Tellen schwuren», zur Platte kommt und endlich Altdorf erreicht. Dann geht es dem Gotthard zu. In den Aufzeichnungen klingen Worte an, welche dereinst zur dritten Strophe des Liedes «Mignon» werden sollen:

«Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?
Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg.
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut,
Es stürzt der Fels und über ihn die Flut.
Kennst du ihn wohl? Dahin! Dahin
Geht unser Weg! O Vater laßt uns ziehn!

Der Talammann von Ursern, Caspar Anthony Meyer, erzählt vom Langensee und seinen schönen Inseln – auch diese werden eines Tages im «Wilhelm Meister» auftauchen –. Für diesmal aber bezwingt Goethe seine Sehnsucht nach dem Süden. «Scheideblick nach Italien vom Gotthard» steht unter seiner Handzeichnung vom 22. Juni 1775. Sie zeigt «die nächsten Gebirgskuppen, deren Seiten der herabschmelzende Schnee mit weißen Furchen und schwarzen Rücken sehen ließ». Goethe nennt es eine «fruchtlose Bemühung» und erwähnt, daß seine Skizzen aus den Strichen bald genug in Worte überglitten, aber dank diesem «wunderbaren Hilfsmittel» doch später stets das Geschaute vergegenwärtigen ließen. Der Grund, weshalb er der Ermunterung eines Begleiters, nach Italien weiterzureisen, widersteht, wird von Goethe selbst genannt. Das goldene Herz, das ihm Lili gleichsam als Amulett und Treuezeichen mitgegeben hatte, mahnt ihn, sich von ihr, die tags darauf ihren Geburtstag hatte, nicht weiter zu entfernen. Über Zürich reist er daher nach Basel, wo er mit dem Geschichtsphilosophen Iselin zusammentrifft, und kaum heimgekehrt, schreibt er im Rückblick auf seinen vierwöchigen ersten Aufenthalt in der Eidgenossenschaft Sophie de la Roche das schöne Wort:

«Mir ist's wohl, daß ich ein Land kenne wie die Schweiz ist. Nun geh' mir's wie's wolle, hab ich doch immer da einen Zufluchtsort.» Wie viele Flüchtlinge und Gäste haben ihm dieses Wort seither nachgesprochen!

Goethes zweite Reise in die Schweiz folgte vier Jahre später. Sie schloß sich 1779 an den Besuch der Frankfurter Herbstmesse an. Mit dem jungen Herzog Carl August, in dessen Dienst Goethe nun stand, war er von Weimar an den Rhein gefahren. Er hatte die Eltern wiedergesehen. Die Schwester war von ihrer freudlosen Ehe durch den Tod erlöst worden. Lili, die Goethe freigegeben hatte, war inzwischen glückliche Frau und Mutter geworden. Friederike Brion in Sesenheim empfing ihn nicht zürnend. Nach diesen befreienden Erlebnissen begann die Schweizerreise am 1. Oktober in Basel. Sie führte die alte Römerstraße des Birstales hinauf, durch die Paßpforte von Pierre pertuis nach Biel.

Um Rousseaus willen wird am 5. Oktober die St. Peters-Insel besucht, dann das Beinhaus von Murten. Über Bern geht es dem Berner Oberland zu. Auf dem Thunersee vertieft sich Goethe in die Homer-Übersetzung Bodmers. Am 9. oder 10. Oktober stehen die Wanderer vor dem Staubbachfall, der im «Gesang der Geister über den Wassern» weiterrauscht. Ein milder Herbst steht bevor. In Grindelwald können die Bergfreunde mit der einen Hand reife Erdbeeren lesen, während die andere den Gletscher faßt. Ein Land der versöhnten Gegensätze! Es folgen «unbeschreibliche Tage», die Jahr und Leben auf dem Scheitelpunkt zeigen «in der höchsten Klarheit des Himmels, Wärme und Kühle, ein Grün über alles».

In raschem Zuge, im Geistesfluge hat man den Dreiklang der schweizerischen Landschaft erlebt: Jura – Mittelland – und Hochalpen. Erst jetzt nach der Fülle der Natur wird der Blick für die Kultur frei: Bern erscheint den Besuchern als Stadt und Staat über alle Maßen gediegen. Besuche in der Landschaft folgen, aber noch ahnt Goethe nicht, daß das nahe Hofwil einst als die «Pädagogische Provinz» in seinen Bildungsroman «Wilhelm Meister» eingehen wird. Nun lockt die welsche Schweiz, die man über die Ruinen von Aventicum erreicht. Goethe besucht die «heiligen Örter» Vevey, Clarens und Chillon, welche ihm und seiner empfindsamen Zeit von der «Nouvelle Héloïse»

Die in Chur geborene, aus dem Vorarlberg (Schwarzenberg) stammende Malerin Angelika Kauffmann (1741–1807) stand Goethe während seines Aufenthaltes in Rom sehr nahe. Ihr Bildnis des Dichters stammt aus dem Jahr 1787.

Rousseaus her teuer sind, ist dieser Briefroman doch das Vorbild zu «Werther» gewesen. Dann steigt man ins Jouxtal empor, ja, man ruht nicht, bis man auf dem Dôle oben steht.

Schon der Aufstieg ist zauberhaft. Auf dem Gipfel des Dôle ist des Entzückens vollends kein Ende. Das olympische Bild des Überblicks überkommt sie. Bis die Sonne auf den höchsten Zinnen des Alpengebirges entschwindet, bleiben die Leute oben.

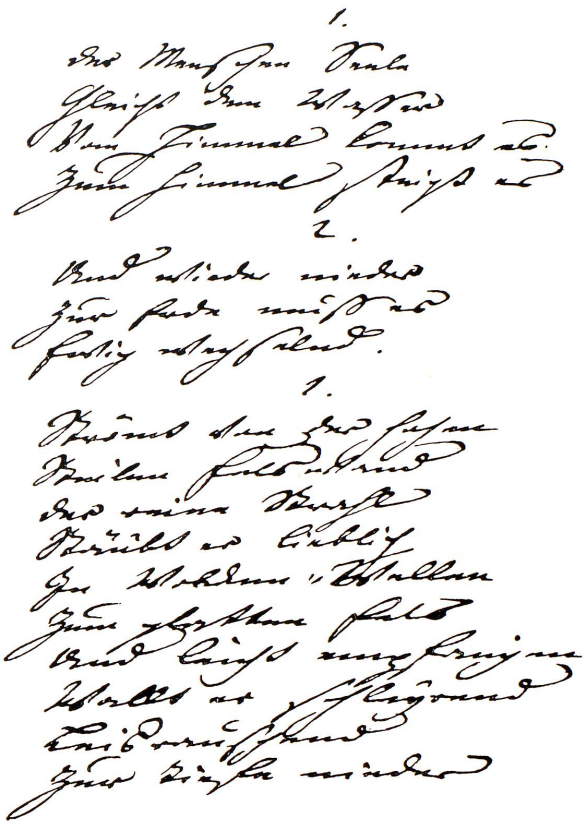
Noch erscheinen die höchsten Alpen Goethe wie «eine heilige Reihe von Jungfrauen, die der Geist des Himmels in unzugänglichen Gegenden, für sich allein vor unsern Augen in ewiger Reinheit aufbewahrt». Ach, Goethe kann nicht ahnen, daß keine sieben Jahre verstreichen, bis der Chamonixer Arzt Michel-Gabriel Paccard am 8. August 1786 mit seinem Träger, dem Bauern und Kristallsucher Jacques Balmat, den höchsten Alpengipfel betreten wird, und zwar abends gegen halb sieben Uhr. Bald darauf sollte die wissenschaftliche Exkursion des Genfer Gelehrten Horace-Bénédict de Saussure erfolgen. Diesen Kenner der Bergwelt befragen Goethe und seine Freunde, ob im November eine Alpenreise noch rätlich sei. Der Gelehrte ermuntert sie dazu, empfiehlt ihnen aber, «aufs Wetter und auf den guten Rat der Landleute zu achten». Wiewohl es schon November geworden ist, besuchen die Reisenden noch Chamonix, wo die Einheimischen nicht wenig erstaunt sind, daß sich zu dieser Jahreszeit Fremde noch zu den Gletschern des Mont-Blanc-Gebirges vorgetrauen. Über den Col de Balme gelangt man ins Wallis nach Martinach und wagt nach einem Abstecher ins Bad Leuk sogar den Übergang über den hohen Furkapaß. Das Wallis offenbart seine Größe, und Goethe begeistert sich am zauberhaften Wolkenspiele.

Goethe nennt solche Anblicke einen Schatz fürs ganze Leben, und wer ihn genieße, der habe einen Vorrat von Gewürzen, um auch den unschmackhaften Teil des Lebens zu verbessern. Zu Martini treffen die Reisenden in Münster im Oberwallis ein. Sie haben das armselige Leben der Walliser angesehen, ihre Unsauberkeit ist ihnen nicht entgangen; aber entzückt lauschen sie einer Frau, die ihnen mit strahlenden Augen das Leben des heiligen Alexis erzählt, der Eltern und Braut verließ, um ein Gott wohlgefälliges Leben zu führen – man denkt beim Lesen dieser Legende in Goethes «Briefen aus der Schweiz» (1779) wohl an seine spätere Ballade «Die Braut von Korinth». Einheimische Bergleute führen die Weimarer am 12. November über die tiefverschneite Furka, wobei der Vorderste mitunter bis an den Gürtel im Schnee einsinkt. Die Patres von Realp nehmen die Müden abends auf und bewirten sie mit Speise und barocker Rhetorik, und Goethe vermerkt mit leiser Freude, wie komisch es gewesen sei, daß sie ihr Lob auf die Einheit der Kirche gerade an einem Nachfahren Friedrichs des Weisen, des Beschützers von Martin Luther, gerichtet hätten. Höhepunkt aber soll wieder der Gotthard sein, der als das Herzstück der Alpen, als die Brunnenstube des Erdteils erkannt wird. Anfangs Dezember kehrte Goethe nach zweimonatigem Aufenthalt in der Schweiz nach Weimar zurück.

Die dritte Schweizerreise hätte eigentlich eine Italienfahrt werden sollen. Allein die Kriege im Gefolge der Französischen Revolution ließen es nicht ratsam erscheinen, in die eben vom jungen Napoleon eroberte Lombardei niederzusteigen. Inzwischen hatte sich Goethe durch seine Italienreise (1786/88) völlig gewandelt. Er war zum naiv oder antik empfindenden, sinnenfrohen Klassiker geworden. Mit Lavater war er zerfallen, seit dieser ihn in die Kirche heimholen wollte. So wich Goethe auf der Heimkehr von Italien Zürich aus. Über den Splügen kam er an den Bodensee, wohin er die inzwischen verwitwete Barbara Schultheß nach Konstanz bestellte. Italien hatte ihm die Freundschaft eines andern Zürchers geschenkt, des Malers Heinrich Meyer aus Stäfa, der 1791 nach Weimar geholt wurde und seither stets im Goethehause lebte. Goethe schätzte seinen Kunstsinn außerordentlich, und so läßt sich dieser «Kunschtmeyer», wie er wegen seiner schweizerdeutschen Aussprache des Doppelkonsonanten «st» genannt wurde, aus den letzten Jahrzehnten Goethes gar nicht mehr wegdenken. Im Hause Meyers weilte Goethe denn auch während seiner 6wöchigen dritten Schweizerreise vom 21. bis zum 28. September 1797, also in Stäfa, einem Zürcher Dorfe, das ihm, wie er sagte, von der Kultur den höchsten Begriff gab. Kurz zuvor hatte er in Zürich im alten Gasthof zum Schwert eine Begegnung mit dem Geschichtsschreiber Johannes von Müller, unserm Klassiker monumentaler Geschichtsschreibung. Auf alter Spur wird die Fahrt vom Zürichsee an den Gotthard unternommen. Goethe möchte seine Erfahrungen «rektifizieren». Man hört schon den Wissenschafter heraus, der dann auch an Schiller schreibt, er habe «ein paar tüchtige Aktenfaszikel gesammelt». Er plant ein Tell-Epos und denkt sich dabei Tell als ungeheuren Lastträger. Den Geßler will er mildern, so daß das Werk den Herzog nicht stören sollte, denn Goethe steht ja in Fürstendienst und Fürstengunst. Ein Glück, daß nicht er, sondern Schiller, der Dichter der Freiheit, die Telldichtung schuf! So wurde sie zum idealen Urbild der Schweiz. Aber Goethe stand Pate, denn seiner Schilderung verdankte Schiller, der ja die Schweiz nie sah, die zündende Anregung. So entstand gerade in den Jahren, da die alte Schweiz untergegangen war und einen Neubeginn suchte, in Weimar eine ideale Eidgenossenschaft. Das klassische Schauspiel der Freiheit wurde im Zeichen des lebendigen Liberalismus eine Kraft der Erneuerung der Schweiz, was man im «Grünen Heinrich» nachlesen mag, wie denn überhaupt Keller am innigsten von Goethe erfaßt worden ist und edeln Goethegeist in den Realismus hinüberrettete.

Goethe selbst war kein politischer Geist, kein politischer Gestalter; dem eher Konservativen erschien in alten Tagen, gleich wie Bismarck, der Freiheitsheld Wilhelm Tell als Rebell. Kein Wunder, daß ihm das landesväterliche Bern am ehesten zusagte. Hätte er aber darin wohnen müssen und nicht frei schaffen dürfen, so wäre es ihm wohl bald

genug «verleidet» in der Stadt, welche ja Rousseaus Schriften dem Henker übergab und den Genfer Denker von der Petersinsel vertrieb.
Mit wachen Augen sah Goethe die Spinner und Weber des Zürcher Oberlandes am Werke, und ihr Arbeitsbild ging in den Roman «Wilhelm Meister» ein, ebenso was Goethe später von der «Pädagogischen Provinz» der Erziehungsanstalt Hofwil des Berners Fellenberg erfuhr. Vielleicht hat Heinrich Meyer auch vom Plan eines Linthwerkes erzählt. Wahrscheinlich hörte Goethe später von diesem Plan, Land und Leute zwischen Walensee und Zürichsee zu retten. Jedenfalls brachte die entsprechende Arbeit Faust, der sich vom genußsüchtigen Übermenschen zum helfenden Mitmenschen läuterte, das höchste Glücksgefühl.
Goethes Erlebnis der Schweiz war die Begegnung mit der Landschaft, welche ihm dort am wuchtigsten erschien, wo sie in Bewegung war, wo das Wasser sie belebte, ja beseelte. Der Rheinfall ist nebst dem Hochgebirge das Höchste, was er beschwören konnte, um Shakespeare und Lavater, als er ihn noch «die Blüte der Menschheit, das Beste vom Besten» nannte, über die gewöhnlichen Sterblichen herauszuheben. Und selbst als Goethe auf der dritten Reise die Farbenwirkung des Rheinfalls analysierte und seinen Eindruck selbst zergliederte, war er noch ungehalten über einen eingebildeten Franzosen, der für den Rheinfall nichts übrig hat als das Wort: «C'est assez joli, mais pas si joli que l'on me l'avait dit.» Mit einfühlender Sorgfalt hat Gottfried Bohnenblust in seinem Werk «Goethe und die Schweiz» die Wechselwirkung zwischen unserer Heimat und dem Dichter untersucht und dabei auch die Stellen im «Faust» aufgezeigt, deren Urbilder der Schweiz entstammen.
Als besonderes Herzstück aus Goethes nachweisbar mit der Schweiz verbundenen Dichtung halten wir den «Gesang der Geister über den Wassern» fest. Der dreißigjährige Dichter war am 9. Oktober 1779 angesichts des Staubbachfalles zu diesen freien Rhythmen angeregt worden. Sie fangen ein gewaltiges Naturbild ein und sind zugleich zu einem großen Sinnbild von Goethes Leben geworden. Er blickt auf die dem Wassersturz vergleichbare Sturm- und Drangzeit zurück und ahnt die dem ruhigeren Fluß und dem See vergleichbare Zeit der Klassik, die seiner wartet. So stellten die von Thun am 14. Oktober an Frau von Stein gesandten Verse ein allgemeines und zugleich ein urpersönliches Gleichnis des Lebens dar:



Des Menschen Seele
gleicht dem Wasser:
vom Himmel kommt es,
zum Himmel steigt es,
und wieder nieder
zur Erde muß es –
ewig wechselnd.

Strömt von der hohen,
steilen Felswand
der reine Strahl,
dann stäubt er lieblich
in Wolkenwellen
zum glatten Fels,
und, leicht empfangen,
wallt er verschleiernd,
leisrauschend
zur Tiefe nieder.

Ragen Klippen
dem Sturz entgegen –
schäumt er unmutig
stufenweise
zum Abgrund.

Im flachen Bette
schleicht er das Wiesenthal hin,
und in dem glatten See
weiden ihr Antlitz
alle Gestirne.

Wind ist der Welle
lieblicher Buhler –
Wind mischt von Grund aus
schäumende Wogen.

Seele des Menschen,
wie gleichst du dem Wasser!
Schicksal des Menschen,
wie gleichst du dem Wind!

Goethe übersah im Banne der großen Natur die Menschen und die Formen ihres politischen Zusammenlebens nicht. So konnte es ihm nicht entgehen, daß selbst in den alten Landsgemeindeständen das ursprünglich freie Wort in barocken Formeln erstarrt war. Die gleichen Leute, welche in Schilderungen der Heldenkämpfe ihrer Vorfahren schwelgten, beugten ihren Nacken derart untertänig vor den wenigen Familien stammenden Standesoberhäuptern, daß es dem jungen Goethe vorkam, die Schweizer Freiheit sei nur noch «ein altes Märchen, das man «in Spiritus aufbewahrt.»
Es blieb seinem Dichterfreund Friedrich Schiller vorbehalten, den Sinn für die Freiheit als Lebenselement in der Eidgenossenschaft neu zu wecken. Sein Telldrama war eine der erfrischenden und lautern Quellen der schweizerischen Regeneration. Deren größter Dichter, Gottfried Keller, dankte Schiller – und damit indirekt auch dessen Anreger Goethe – dafür, eingedenk der geistigen Wechselwirkung von Freiheit und Schönheit:

«Zur höchsten Freiheit für allein die Schönheit;
Die echte Schönheit nur erhält die Freiheit.

Zum Faksimile der Vorseite

Goethes Handschrift. Die Zentralbibliothek Zürich besitzt das 1779 im Berner Oberland entstandene Gedicht «Gesang der Geister über den Wassern». Unsere Abbildung zeigt die erste Hälfte des Originals.

II
Schiller und die Schweiz

Ist uns ein Stern und Führer nun vonnöten,
Des Schönen Schule stattlich aufzubaun:
Er ist der Mann! Ihn führen wir herein
In unsre Berge, deren reine Luft
Im Geist in vollen Zügen er geatmet
Und sterbend in ein Lied hat ausgeströmt,
Das uns allein schon eine hohe Schule
Der Schönheit ist, wie wir sie brauchen!

Mit diesen Worten entbot Gottfried Keller an der Berner Schiller-Feier 1859 dem deutschen Dichter seinen Gruß und Dichterdank. Vor den eben angeführten Versen stehen solche, in denen der Schweizer Dichter den Lebenslauf des deutschen einem Alpenstrom vergleicht, der

Die erste Kraft im jähen Felssprung übt,
Dann aber sich vertieft im klaren See
Und auferstehend aus der Purpurnacht
Dem Meer der Ewigkeit und der Vollendung
Kraftvoll mit breiter Flut entgegenzieht.

Wer dächte bei diesem Gleichnis, das – wie Goethes «Gesang der Geister über den Wassern» – den Wandel von Sturm und Drang zur ruhigen Klassik und das Aufgehen in Unsterblichkeit festhält, nicht an unsern Rheinstrom mit seinen Bündner Quellen und Wirbeln, seiner Ruhe im Bodensee und seinen auch um die Wasser Schwabens gemehrten Weiterlauf ins Weltmeer!
Als wir am Vorabend des Zweiten Weltkrieges ein vaterländisches Brevier zusammenstellten, das der General zu Zehntausenden in der Armee zu verteilen wünschte, überschrieben wir seine sechs Teile mit je einer Zeile des Rütlischwures. Dabei war es uns allen doch klar, daß wir uns der drohendsten Gefahr aus dem Lande zu versehen hatten, aus dem Schiller stammte. Man denke sich, daß man im Bestreben, vor dem Osten auf der Hut zu sein, ein entsprechendes Schweizer Buch mit Sätzen eines russischen Dichters überschreiben würde, um alsobald den «Sonderfall Schiller» zu würdigen. Kommt es doch bei Rekrutenprüfungen vor, daß die meisten jungen Leute auf die Frage, was denn auf dem Pergament des Bundesbriefes in Schwyz stehe, mit den sechs Zeilen antworten, die in Schillers «Wilhelm Tell» auf der Rütliszene beschworen wurden.

Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr,
Wir wollen frei sein wie die Väter waren,
Eher den Tod als in der Knechtschaft leben,
Wir wollen trauen auf den höchsten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen.

Beschämend für uns Historiker, daß es uns nicht geglückt ist, die Kerngedanken des Bundesbriefes den Aufwachsenden einzuprägen. Und doch, welche Ehrung für den schwäbischen Dichter! Fürwahr, gegen den Schwaben Schiller wurde in der Schweiz nie ein Schwabenkrieg geführt. Hat er uns, hat das bessere Wir unseres Volkes ihn erobert? Gab es zwischen dem reifen Schiller und der Staatsidee, die für reife Menschen gedacht ist, schon seit eh und je eine geistige Übereinstimmung? Hat unser Volk Schiller deswegen von jedem Verdacht des Nationalismus freigesprochen, weil es bei ihm den Satz las, den Thomas Mann in seiner Stuttgarter Schiller-Rede, dem Vermächtnis dieses Weltbürgers, 1955 ein Vierteljahr vor seinem Tode hervorhob: «Es ist ein armseliges kleinliches Ideal, für eine Nation zu schreiben; einem philosophischen Geist ist diese Grenze durchaus unerträglich.»?
Dabei war Schiller sich durch sein ganzes Werk hindurch wohlbewußt, was er seiner Heimat schuldig war – auch das Erweitern ins Menschliche kann eine nationale Pflicht sein – und es war ihm ernst, wenn er den alten Attinghausen an den habsburghörigen Neffen Rudenz das Wort richten ließ:
«Ans Vaterland ans teure, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen.

Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft.»
Als zu Beginn dieses Jahrhunderts eine schweizerische Stiftung geschaffen wurde, um unsere verdienten Dichter zu ehren, bekam sie den Namen Schiller-Stiftung. Wo in aller Welt würde sich eine Nation den Namen eines fremden Dichters ausborgen, um die eigenen Poeten unter seinem Namen mit Preisen zu ehren! Als Karl Schmid, damals Rektor der Eidgenössischen Technischen Hochschule, beim 150. Todestag des Dichters und bei der Fünfzigjahrfeier der Schweizerischen Schiller-Stiftung dieses Rätsel zu lösen versuchte, verschwieg er nicht das Grundandere des deutschen Geistes im Vergleich zu unserm Denken und Empfinden. Er führte die Linie von Luthers Dämonie über die Philosophie der Romantik bis zu Nietzsche und Heidegger und erklärte: «... ihnen allen ist gemeinsam der aus Jahr-

hunderten genährte Spürsinn für das Tief-Gefährliche, Tief-Fremde des deutschen Geistes.» Er fuhr dann fort: «Und nun das Eigentümliche, Bestürzende, was großartig und aufs rührendste zugleich all diese Klischees, diese historischen Sedimente durchbricht wie ein Blitz das Dunkel: ein Einziger ist da strahlend ausgenommen, von einem Einzigen nimmt man auch hierzulande alles an und trägt's ihm nicht nach, was uns sonst so unvertraut ist: von Schiller. Nicht seine Nähe zum Tode. Nicht seinen tragischen Heroismus. Nicht all dies Schonungslose und Opferumwitterte. Nicht den Trommelwirbel und nicht die Fanfare. Nicht diese unmenschliche Bereitschaft, den Menschen als etwas zu nehmen, was überwunden werden muß – nicht all dies unheimlich und unsäglich Deutsche.»

Sehr schön erklärt Karl Schmid, wie und warum Schillers Wesen nicht bedrängt, sondern erhebt. «In ihm wird das Fremde zum Großartigen, und das Unvertraute rückt in jene heilige Ferne, von der wir zuzugeben bereit sind, daß sie höher ist als alles Vertraute und Trauliche.»

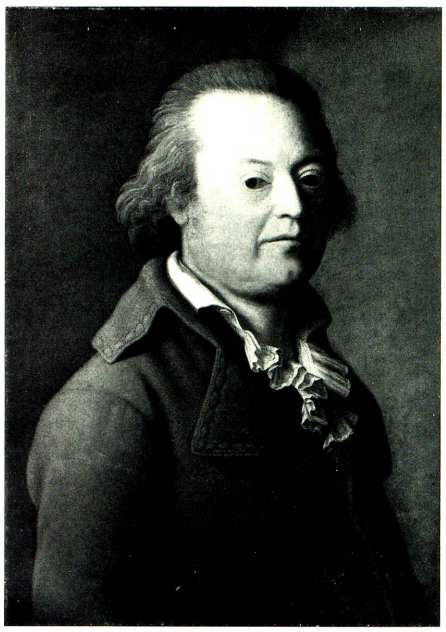
Nachdem wir zunächst den Sinn für den Sonderfall Schiller geweckt und geschärft haben, wollen wir uns nun im Hauptteil unserer Besinnung namentlich an einige Beziehungen des Dichters zur Schweiz und vor allem an Texte halten.

Zuerst stehen wir vor einer höchst seltsamen Tatsache: Schiller hat unser Land nie betreten und wohl auch nie, zum Beispiel von einer Anhöhe seiner Heimat aus, gesehen. Das ist sein großer Unterschied zu Goethe, der drei eigentliche Schweizerreisen unternahm, dreimal auf dem Gotthard oben stand und ein viertes Mal von seiner Italienreise durch das Churer Rheintal heimkehrte. Warum überschritt Schiller nie eine unserer Grenzbrücken am Rhein? Hätte er nicht als Süddeutscher, wie es Johann Peter Hebel aussann, eines Tages zwei Goldstücke in die Tasche stecken können, um mit dem einen so weit zu reisen, als es eben reicht – und es reichte bis in die Innerschweiz – und mit dem andern dann die Rückreise zu bestreiten? Nein, erst hinderten Schiller Schule und Dienst des Herzogs Karl Eugen am Reisen. Wer die Eleven der Karlsschule während Jahren nicht für einen Ferientag nach Hause freigab, hätte sie auch nicht ins Ausland auf Reisen geschickt, höchstens dahin verkauft. Nachher bannten Armut und Krankheit den Dichter in enge Kreise – es war eine große Ausnahme, daß er mit seiner jungen Frau seine schwäbische Heimat aufsuchte, damit

Friedrich Schiller (1785).
Gemälde von Anton Graff aus Winterthur.

sein erstes Kind auf schwäbischer Erde geboren werde. Übrigens war ja auch der reiserüstige und hellasselige Goethe nie in Griechenland, sondern nur am Strande des Mittelmeeres, «das Land der Griechen mit der Seele suchend», wie es von der nach Tauris entrückten, sich nach der Heimat sehnenden Iphigenie heißt. Man kann bei Gottfried Keller nachlesen, was er von den stets unterwegs weilenden «Schriftstellern auf Reisen» hält, und Schiller wußte sich in seinem engumzirkten Leben in der guten Gesellschaft seines Philosophen Kant, der die Welt des Denkens von Königsberg aus erforschte, wie er selbst sich als Historiker und Dichter in halb Europa gehörig umsah und auskannte: mit seinem «Fiesco» und der «Braut von Messina» in Italien, mit seinem «Don Carlos» in Spanien, mit seiner «Maria Stuart» in England, mit seiner «Jungfrau von Orléans» in Frankreich, mit dem «Demetrius» in Polen und eben mit seinem «Tell» in der Schweiz. Die «Räuber» und der «Wallenstein» aber spielen im Deutschen Reich, und der Seitenblick, den Schiller bei seinem Erst-

ling in die Schweiz, und zwar nach Graubünden, warf, bekam ihm übel genug.
Schillers Jugenddrama «Die Räuber» bewirkte das größte Ereignis der deutschen Theatergeschichte. Der in der Zwangsjacke der Karlsschule aufgewachsene Jüngling schrieb sich darin seine tollsten Wünsche nach Freiheit und Abenteuer vom Herzen. In einer Loge des Nationaltheaters in Mannheim konnte der 22jährige Dichter unerkannt sehen und hören, was für eine Feuersaat er ausgestreut hatte, glich doch das mitrasende Publikum einem Irrenhause. Genial war der bühnensichere Aufbau des Schauspiels, genialisch die Sprache, die mit Flüchen und Ausrufen nicht sparte. In den böhmischen Wäldern führt, besonders wenn der edle Hauptmann Karl Moor nicht zur Stelle ist, der Schurke Spiegelberg das große Wort. So sagt er in der dritten Szene des zweiten Aktes großmaulig zum Räuber Razmann:
«Einen honetten Mann kann man aus jedem Weidenstumpen formen, aber zu einem Spitzbuben will's Grütz – auch gehört darzu ein eigenes Nationalgenie, ein gewisses, daß ich so sage: Spitzbubenklima, und da rat ich dir, reis' du ins Graubünder Land, das ist das Athen der heutigen Jauner.»
Diese Bemerkung, welche gewiß kein Schiller-Zitat für unsere Fremdenwerbung abgäbe, wirbelte damals sehr viel Staub auf. Der Herzog Karl Eugen war ohnehin höchst verstimmt, daß sein Regimentsmedicus ohne Urlaub nach Mannheim gereist war und brummte ihm nicht nur 14 Tage scharfen Arrest auf, sondern verbot ihm auch das Komödienschreiben rundweg. Zu dieser allgemeinen Ungnade kam nun noch die Verärgerung über die leidige Beschimpfung der Bündner. Ein Vierteljahr nach der Uraufführung, d. h. im April 1782, verlangte der in Zizers ansässige Thurgauer Arzt Dr. Amstein in einer Apologie für Bünden von Schiller einen öffentlichen Widerruf der Beschimpfung. Auch ein Westfale (Wredow), der mehrere Jahre Hauslehrer bei der Familie von Salis gewesen war, stieß in den «Hamburger Adress Comptoir-Nachrichten» angesichts der «fürchterlichen Brandmarkung Graubündens» ins gleiche Horn. Als das wenig fruchtete, stellten die Bündner einem nicht eben wohlbeleumdeten Württemberger sogar das Ehrenbürgerrecht, das die beiden erwähnten Fürsprecher Graubündens bekamen, auch in Aussicht, wenn er Schiller Beine mache. Umsonst – Schiller hatte nichts zu widerrufen. Der abgefeimteste seiner Räuber behauptete so etwas – er war nicht wie z. B. Karl Moor zugleich Sprecher des Dichters, sondern dessen Widersacher – was hätte er nicht lügen dürfen! Übrigens war es um die Sicherheit der Bündner Straßen damals gar nicht so sicher bestellt, und daher wohl auch die Empfindlichkeit der Bündner, welche viele Fremde ihre Pässe meiden sahen, weil sich in Höhlen, Wäldern und Burgruinen viel «Strolchen- und Diebsgesindel» eingenistet hatte. «Mangels jeglicher Polizei», schreibt Friedrich Pieth in seiner «Bündner Geschichte» (1945) gelangte es «aus besser überwachten Nachbarstaaten leicht über die Grenze und wurde in Graubünden zu einer Landplage». Von Zeit zu Zeit veranstalteten erboste Gemeinden förmliche Treibjagden und scheuchten das Gesindel der Bettler, Mörder und Diebe in die Nachbargemeinden, aber zu einer durchgreifenden Lösung konnte sich der Freistaat damals doch nicht aufraffen – die kleinen Bündner Wirren der Landstraßen hielten an, und ich weiß von Bubenerinnerungen an die einsamen Bündner Bauernhöfe meiner beiden Großväter, wie der Kampf der Seßhaften und der näselnden Nomaden, der «Spengler», auch in unser Jahrhundert hineinreicht.
Doch zurück zu Schiller! Der wutentbrannte Herzog von Württemberg, der diplomatische Schwierigkeiten fürchtete, auferlegte dem jungen Poeten das allerschärfste Dichtverbot, und das Schicksal des seit Jahren eingesperrten Freiheitsdichters Schubart, dem Schiller den Keim seines Dramas verdankte und den er in seiner Festungshaft besucht hatte, zeigte Schiller unmißverständlich, was seiner vom Absolutismus her wartete. Er sah sich unter diesen Verhältnissen um das «Recht des allergeringsten Untertans» gebracht, von seinen Naturgaben freien Gebrauch machen zu dürfen. Daher glaubte er, es seiner Ehre und seiner Begabung schuldig zu sein, den Machtbereich des Unverstands zu fliehen. Damit begann ein an Nöten des Leibes und der Seele sehr reiches, an Überwindungen durch einen aufstrebenden, immer freier werdenden Geist aber noch reicheres, ja wahrhaft ergreifendes Dichterdasein. Erst als er sich dem freiern Bereiche des Herzogtums Sachsen-Weimar zuwandte, wo der liberale Herzog Karl August regierte und die Persönlichkeit Goethes das geistige Klima prägte, fand Schiller auf die Dauer eine ihm gemäße Welt. Wohl liebte der in Italien zur Klassik geläuterte Goethe auf seiner Iphigenie-Stufe den Ton der auflüpfischen «Räuber» auch nicht, und es brauchte Jahre des Wartens, des Abhorchens und Einfühlens, bis er erkannte, daß auch Schiller



Johannes Müller (1752–1809) von Schaffhausen könnte als der eigentliche «Schweizer Klassiker» angesprochen werden. Er schulte seine Prosa an den Historikern der Antike. Schiller kannte Müllers «Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft» sehr gut, und daß er sie schätzte, erkennt man aus einer Stelle im 5. Akt des «Wilhelm Tell». Dort fragt Melchtal, wer denn die Kunde von der Ermordung Kaiser Albrechts bei Brugg gebracht habe. Stauffacher antwortet: «Ein glaubenwerter Mann, Johannes Müller, bracht' es von Schaffhausen.» Das Gemälde von Felix Maria Diogg (1764–1834) befindet sich im Museum zu Allerheiligen in Schaffhausen (Öl auf Leinwand, 65,4×52,4 cm, um 1797).

Aegidius Tschudy (1505–1572) schrieb eine Schweizer Chronik, welche der Basler Isaak Iselin 1734–36 herausgab. Dieses Werk diente Schiller als Hauptquelle für sein Schauspiel «Wilhelm Tell». – Ölbild auf Leinwand von Egbert Friedrich von Mülinen (1844) in der Burgerbibliothek Bern.

im Geschichtsstudium und im dreijährigen Erarbeiten der Philosophie Kants das ungebundene Kraftmeiertum der Räuberzeit längst abgestreift hatte und in seiner Aesthetik sich zum Erhabenen erhob. Dann entstand jene unvergleichliche Freundschaft, welche die Verschiedenheit nicht auslöscht, sondern zu gegenseitiger Steigerung entflammt. Schiller dachte, wo Goethe schaute; Schiller war eher Moralist und Idealist, Goethe eher Sänger und Realist. Schiller holte seine Stoffe mit Vorliebe aus der Geschichte, Goethe schöpfte aus Gefühl und Mythos. Schiller gab sein Höchstes als Dramatiker, sein Element war die Spannung. Goethe war zuerst und zuinnerst Lyriker und Epiker. Es ist bezeichnend, daß er selbst den Tellenstoff als großes Epos gestalten wollte. Er erzählte Eckermann, wie er 1797 auf der dritten Schweizerreise sich seine Hexameter dachte:

«Den Tell dachte ich mir als einen urkräftigen, in sich selbst zufriedenen, kindlich-unbewußten Heldenmenschen, der als Lastträger die Kantone durchwandert, überall gekannt und geliebet ist, überall hülfreich, übrigens ruhig sein Gewerbe treibend, für Weib und Kinder sorgend und sich nicht kümmernd, wer Herr oder Knecht sei. Den Geßler dachte ich mir dagegen zwar als einen Tyrannen, aber als einen von der behaglichen Sorte, der gelegentlich Gutes tut, wenn es ihm Spaß macht, und gelegentlich Schlechtes tut, wenn es ihm Spaß macht ... Von diesem schönen Gegenstande war ich ganz voll, und ich summte dazu schon gelegentlich meine Hexameter. Ich sah den See im ruhigen Mondschein, erleuchtete Nebel in den Tiefen der Gebirge. Ich sah ihn im Glanz der Morgensonne, ein Jauchzen und Leben in Wald und Wiesen ...

Von all dem erzählte ich Schillern, in dessen Seele sich meine Landschaften zu einem Drama bildeten.»

Soweit Goethe, der seinen Stoff Schiller schließlich «völlig abtrat». Welch eine Geburt des letzten, des befreiendsten und beglückendsten Werkes! Der große und großzügige Freund bringt den Stoff, und der liebste Mensch, Schillers tapfere und innerlich mitgehende Frau, in deren Kreis er den Weimarer Goethe erstmals ansprach, hatte ihn als erste auf den Lebenskreis der Urschweizer Freiheitssagen hingewiesen, von denen sie in ihrem Welschlandjahr am Genfersee gehört hatte und die sie mit dem Feuer der Verehrung der Freiheit und der Glut der Liebe ihrem Bräutigam in der Brautzeit erzählte.

Goethes Hinweise auf seinen Plan eines Tell-Epos erfuhr Eckermann im Jahre 1827, d. h. dreißig Jahre nach der Reise. Allein Goethes Erinnerung war treu geblieben. Er hatte Schiller am 14. Oktober 1797 von Stäfa aus geschrieben, daß es ihm neben prosaischen Stoffen, die sich gewiß auf seine naturwissenschaftlichen Studien bezogen, ein poetischer, eben die «Fabel vom Tell» angetan habe. Auch erwähnte er, daß er sich in eine alte Chronik vertiefe, und aus Tagebucheintragungen vier Tage vor und vier Tage nach Schillers Brief erfahren wir, daß es sich um die Schweizerchronik Gilg Tschudis handelte. Zweifellos hatte sich Schiller darin gerade in jenem «Balladenjahr 1797» der beiden Dichter auch schon umgesehen. Der Stoff seiner Ballade «Der Graf von Habsburg» entstammte ebenfalls diesem Chronicon Helveticum. Diese Ballade berichtet, wie König Rudolf von Habsburg zu Aachen beim Krönungsmahle Gesang wünscht. Hervor tritt ein Sänger mit langem Talar und mit silbernem Scheitel. Er singt, wie einst der nun Gekrönte in seiner Jugend einem Priester, der die Sakramente zu einem Sterbenden trug, sein Pferd schenkte, damit er einen hochgehenden Fluß überqueren könnte. Der Priester dankte mit einem Segen besonderer Art: die sechs blühenden Töchter des Hauses möchten dem Grafen dereinst sechs Kronen eintragen. Der König hört und sieht den Sänger an und erkennt in ihm die Züge jenes Priesters, der nun Zeuge wird, wie Demut erhöht wird und auch wie die Heiratspolitik der Habsburger beginnt. Es wäre sehr aufschlußreich, dieses Sänger-Gedicht mit Goethes Ballade «Der Sänger» zu vergleichen, die im reinen Kunstgenuß befangen bleibt, während bei Schiller die Idee (wie Demut erhöht wird) und die dramatische Spannung (der Sänger entpuppt sich als Teilnehmer der Handlung) die besonderen Züge prägen. Im «Alpenjäger» glich sich Schiller am ehesten Goethes Mythen an. Ein Jäger verfolgte eine Gemse mit gespannter Sehne über alle Felsen hinweg, bis das gehetzte Wild auf dem

höchsten Grat verloren zittert:
Plötzlich aus der Felsenspalte
Tritt der Geist, der Bergesalte.
Und mit seinen Götterhänden
Schützt er das gequälte Tier.
«Mußt du Tod und Jammer senden»,
Ruft er, «bis herauf zu mir?
Raum für alle hat die Erde –
Was verfolgst du meine Herde?»

Hier tritt – bei Schiller eine Seltenheit – eine Gestalt der Natursage auf und gebietet Einhalt. Wie einst der Dichter in der «Teilung der Erde» der zuletzt, der zu spät gekommene Mensch war, dafür aber, aller irdischen Güter bar, das Recht gewann, jederzeit der Gottheit nahe zu sein, so trat der Dichter nun als Anwalt jener Geschöpfe auf, die nun auch ihre Zuflucht und ihr Recht auf Leben haben sollen.
Auch unter den drei Gestalten, welche am Anfang des «Tell» die Urschweizer Berufsstände vertreten, gibt es einen «Alpenjäger».

Es donnern die Höhen, es zittert der Steg,
Nicht grauet dem Schützen auf schwindlichtem Weg,
Er schreitet verwegen
Auf Feldern von Eis,
Da pranget kein Frühling,
Da grünet kein Reis;
Und unter den Füßen ein neblichtes Meer,
Erkennt er die Stätte der Menschen nicht mehr.
Durch den Riß nur der Wolken
Erblickt er die Welt,
Tief unter den Wassern
Das grünende Feld.

Auch in diesem Blick in die Tiefe glauben wir einen Widerschein von Goethes Sehweise zu erkennen, der auf seiner ersten Schweizerreise auf einem Gang zu Maria Gottes zum Schnee, einer Kapelle am Rigi, die Gestade durch Wolkenrisse sah. Nicht minder begegnet uns z. B. im «Berglied», das nebenher zum «Tell» entstand, mancher Beweis, daß Schiller die Urschweiz vor allem mit Goethes Augen sah und so teilhatte an Goethes Organ, mit welchem dieser, wie er sagte, die Welt vorzüglich erfaßte. Wohl ist es uns versagt, die Unterhaltung der Freunde Wort für Wort, Bild für Bild, Sinnbild für Sinnbild zu verfolgen. Wir wollen indessen aus Goethes Tagebuch der dritten Schweizerreise eine Stelle herausgreifen. Am 2. Oktober 1797 heißt es in knappsten Sätzen und Stichworten:
«Die Nebel zogen schnell die Schlucht herauf und verhüllten die Sonne. Harter Stieg. Vogelbeerbaum mit den schönsten Früchten. Wir ließen die Kühe an uns vorbei. Die Fichten verschwinden ganz, man kommt zur Teufelsbrücke. Rechts ungeheure Wand, Sturz des Wassers». Die Sonne trat aus dem Nebel hervor. «Starker Stieg, Wandsteile der ungeheuren Felsen, Enge der Schlucht. Drei Raben kamen geflogen; die Nebel schlugen sich nieder, die Sonne war hell. Das Ursener Tal ganz heiter; die flache grüne Wiese» lag in der Sonne.
Was machte nun Schiller aus diesen Angaben und wohl auch aus andern Beschreibungen und Bildern, mit denen er damals sein Zimmer zu schmücken begann? Die Farbwerte, z. B. korallenrote Vogelbeeren aus dem Graugrund – was unsern Augusto Giacometti entzückt hätte – läßt er ebenso beiseite wie die Kühe, die durch den Nebel gehen. Auch das Geheimnisvolle der Paßlandschaft, worin das Maultier im Nebel seinen Weg sucht, was Goethe wohl in Erinnerung an die gleiche Landschaft in seinem Sehnsuchtlied «Mignon» wunderbar eingefangen hat, spricht ihn nicht an. Hingegen hat alles, was den Gegensatz zum Ausdruck bringt, die Schöpferliebe des Dramatikers. Wo Goethe, der mit dem Auge des Naturforschers reiste, schlicht die Beschaffenheit der Felsen vermerkt, verkörpert er sie gleich zu wegsperrenden Riesen. Eine lauernde Lawine wird ihm zur Löwin, wobei lautliche Anklänge mitwirken mochten, während in unsern Sagen wohl Drachen die Naturgewalten personifizieren, aber kaum der König der Wüste. Hingegen griff der Dramatiker Schiller sofort und glücklich den von Goethe angedeuteten Szenenwechsel auf, indem der bergansteigende Wanderer aus der Finsternis der Schlucht in ein sonnenhelles Tal tritt, das alsobald aus der Erscheinung ins Ideelle typisiert wird: das Urserntal wird zum Tal der Glückseligkeit. Hören wir nun die drei Strophen des «Bergliedes».

Am Abgrund leitet der schwindligte Steg,
Er führt zwischen Leben und Sterben,
Es sperren die Riesen den einsamen Weg
Und drohen dir ewig Verderben;
Und willst du die schlafende Löwin nicht wecken,
So wandle still durch die Straße der Schrecken.

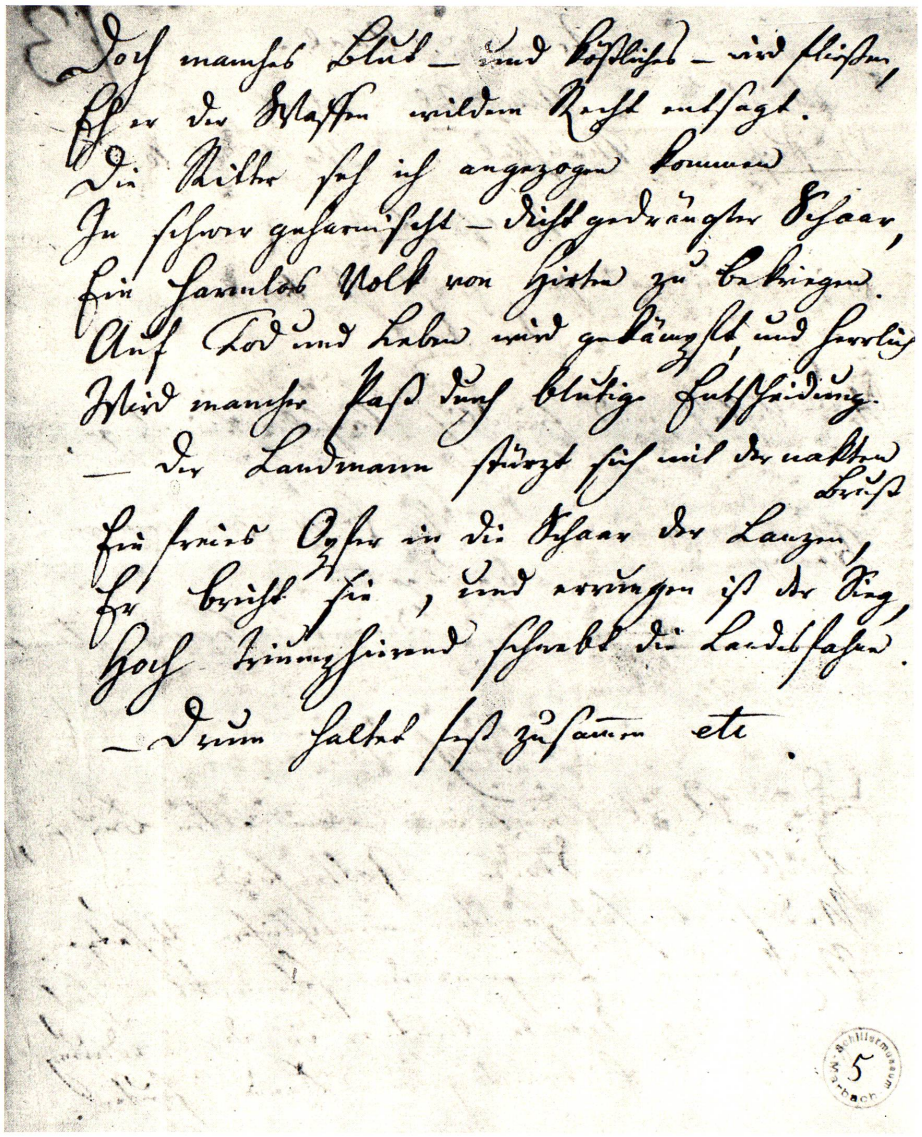
Es schwebt eine Brücke, hoch über den Rand
Der furchtbaren Tiefe gebogen,
Sie ward nicht erbauet von Menschenhand,
Es hätte sichs keiner verwogen;
Der Strom braust unter ihr spat und früh,
Speit ewig hinauf und zertrümmert sie nie.

Es öffnet sich schwarz ein schauriges Tor,
Du glaubst dich im Reiche der Schatten,
Da tut sich ein lachend Gelände hervor,
Wo der Herbst und der Frühling sich gatten:
Aus des Lebens Mühen und ewiger Qual
Möcht ich fliehen in dieses glückselige Tal.

Man hört deutlich, wie die Sage von der Teufelsbrücke leise angetönt worden ist. Dieses höllische Werk der Enge macht die Weite des himmlisch glückseligen Tales nur umso befreiender. Erstaunlich ist es nun, wie die nächste Strophe den Gedanken einbezieht, den man zwar auf Gilg Tschudis Schweizerkarte schon deutlich sah, der aber erst unserm Jahrhundert voll ins Bewußtsein getreten ist: die Schweiz als Brunnenstube des Erdteils. War es wiederum Goethe, der seinen Freund zu dieser Schau anregte? Er schrieb auf seiner zweiten Schweizerreise am 13. November 1779 «auf dem Gipfel des Gotthards bei den Kapuzinern, morgens um zehn Uhr» in einem seiner Briefe aus der Schweiz»:
«Der Gotthard ist zwar nicht das höchste Gebirg der Schweiz, und in Savoyen übertrifft ihn der Montblanc an Höhe um sehr vieles, doch behauptet er den Rang eines königlichen Gebirges über alle andere, weil die größten Gebirgsketten bei ihm zusammenlaufen und sich an ihn anlehnen ... die Gebirge von Schwyz und Unterwalden, gekettet an die von Uri, steigen von Mitternacht, von Morgen die Gebirge des Graubündtner Landes, von Mittag die der italienischen Vogteien herauf und von Abend drängt sich die Furka, das doppelte Gebirg, welches das Wallis einschließt, an ihn heran. Nicht weit vom Hause hier sind zwei kleine Seen, davon der eine den Tessin durch Schluchten und Täler nach Italien, der andere gleicherweise die Reuß nach dem Vierwaldstättersee ausgießt. Nicht fern von hier entspringt der Rhein und läuft gegen Morgen, und wenn man alsdann die Rhone dazu nimmt, die an einem Fuß der Furka entspringt und nach Abend durch das Wallis läuft, so befindet man sich hier an einem Kreuzpunkt, von dem Gebirge und Flüsse in alle vier Himmelsrichtungen auslaufen.»
Mögen auch nicht alle Quellorte stimmen, so hat man doch deutlich das Bild der Brunnenstube unserer Zentralalpen vor sich, wie es uns wohlvertraut ist, wobei ein Schweizer Dichter wohl noch die vier Sprachräume erwähnen würde, denen die im Gotthardmassiv entspringenden Flüsse zuströmen. Was hat Schiller aus Goethes Hinweisen gemacht? Wiederum ein großes Gleichnis einer Idee:

Vier Ströme brausen hinab in das Feld,
Ihr Quell ist ewig verborgen.
Sie fließen nach allen vier Straßen der Welt:
Nacht, Abend, Mittag und Morgen,
Und wie sie die Mutter rauschend geboren,
Fort fliehn sie und bleiben sich ewig verloren.

Schillers Handschrift. Die Textprobe aus «Wilhelm Tell» zeigt noch nicht die endgültige Fassung. Vergleicht man die entsprechenden Stellen (IV. Akt, 2. Szene), so erkennt man, wieviel die Sterbeszene des alten Freiherrn von Attinghausen, der seine letzten Worte zur Vision der Opfertat Winkelrieds steigert, durch die letzte Ausarbeitung an dichterischer Schönheit und Tiefe gewonnen haben.


Doch manches Glück – und köstlich – wird fliehen,
Eh er der Blassen wildem Rachen entsagt.
Die Ritter sah ich angezogen kommen
In schwer gepanzerter – dicht gedrängter Schaar,
Ein harnlos Volk von Hirten zu bekriegen.
Auf Tod und Leben wird gekämpft, und herrlich
Bleibt manche fast durch blutige Entscheidung.
– Der Landmann stürzt sich mit der nackten Brust
Ein freies Opfer in die Schaar der Lanzen,
Er bricht sie, und erzwungen ist der Ring,
Hoch triumphierend schwebt die Landesfahne.
– Denn halten sich zusammen etc.

Schillerhaus Marbach 5

Wo Goethe von der Anschauung ausging und das Wahrgenommene schlicht beschreibt, wird bei Schiller sofort die Idee zum Wasserzeichen. Das Gedicht wird am Schlusse vollends zum hohen Sinnbild aufgegipfelt, indem es die Eiskönigin schildert, welche mit diamantener Krone auf unvergänglichem Throne sitzt. Nicht nur die Menschen können sie kaum erreichen, sogar die Sonnenstrahlen richten dort nur halbes Werk an:

Drauf schießt die Sonne die Pfeile von Licht,
Sie vergolden sie nur und erwärmen sie nicht.

Daß sie nur vergolden, ohne aber zu erwärmen, wird auch oft als größter Vorwurf Schillers Versen nachgesagt. Sein Pathos und seine Lebensfremde seien sein künstlerischer Mangel. Es sei ferne von uns, das ganze Schillersche Werk gegen diese Vorwürfe in Schutz nehmen zu wollen. Namentlich beim jungen Schiller ist es oft eigenartig, wie er die schlichte Vernunft und sogar die Natürlichkeit mit barockem Schwulst verteidigt, so z. B. in einem Lobgedicht auf Rousseau, den der 19-Jährige überschwenglich gegen Irrgestirn und Vorurteil in Schutz nimmt.

Mag die hundertrachigte Hyäne
Eigennutz die gelben Zakenzähne
Hungerglühend in die Armuth haun.
Erzumpanzert gegen Waisenthräne
Thurmumrammelt gegen Jammertöne,
Goldne Schlösser auf Ruinen baun.

Ein Vierteljahrhundert später – als die vom Genfer J. J. Rousseau geistig vorbereitete Französische Revolution Paris, Frankreich und halb Europa aufwühlte, findet der reife Schiller für die Gedanken des Naturrechts schlichtere Töne:

Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht:
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last – greift er
Hinauf getrosten Mutes in den Himmel
Und holt herunter seine ewgen Rechte.
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich wie die Sterne selbst.
Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
Wo Mensch dem Menschen gegenübersteht.

Das steht im «Tell», und zwar in der Rütliszene, wo Schiller, der sonst mit Regiebemerkungen sehr sparsam umgeht, die Worte Stauffachers unterbricht mit dem Hinweis: «Eine große Bewegung unter den Landleuten». Es ist zuerst eine innere Bewegung, die nun in Gebärden sichtbar wird und in die Freiheitsbewegung führen soll. Diese dreimal elf Eidgenossen auf dem Rütli stehen nicht nur für sich selbst da, sondern, wie der Geistliche sagt:

Hört, was mir Gott ins Herz gibt, Eidgenossen.
Wir stehen hier statt einer Landsgemeinde
Und können gelten für ein ganzes Volk.

Ja, wir gehen noch einen Schritt weiter: diese 33 stehen für die ganze Menschheit da. Sie müssen im Lichte der drei Weltalter gesehen werden, die Schiller unterschied. Da war einst, im klassischen Griechenland uns noch erahnbar, das goldene Zeitalter der menschlich-göttlichen Harmonie. Dann kam die Zeit mit all ihrer Zwietracht der Geschichte, und nun soll der Geist ein neues goldenes Zeitalter erdenken, das vor uns liegt, das uns nicht gegeben ist wie das erste den Ureltern, sondern das uns aufgegeben ist als Ideal. Wir wollen, in Ergänzung mancher Schiller-Forscher, nur im Vorbeigehen andeuten, daß hier in säkularisierter Form das christliche Weltbild vom einstigen Paradies, vom gegenwärtigen Sündenstand der Menschheit und vom künftigen Reich Gottes vorliegt. Wir Schweizer sehen den «Wilhelm Tell» allzu sehr und allzu gern nur als unser Freiheitsdrama an, während es Schiller darum ging, das Beispiel eines Volkes aufzuzeigen, das noch fast hellenisch-homerisch lebte und nun in seinem Glück durch die Macht der Zeit gestört worden ist. Es ermannt sich, um dieses Glück wieder zu erringen, und die Mächte, die nicht nur fremd im Sinne von ausländisch, sondern auch im Sinne seines urtümlichen Lebensstiles sind, zu bannen.
Dabei mochten Schiller große Denker zu Gevatter stehen. Neben dem erwähnten Rousseau und seinem Rückruf zur heilen Natur könnte der ebenfalls in Schillers 19. Lebensjahr verstorbene Berner Albrecht von Haller erwähnt werden, welcher als Jüngling in seinem Gedicht «Die Alpen» die reine Sitte der Bergleute pries, nicht eben anders als einst ein Tacitus den degenerierten Römern die Germanen als Vorbild zur Regeneration empfohlen hatte. Schiller ging es allerdings weniger um die Sitte des Einzelnen, sondern um die innere Grundhaltung einer Kultur. Zweifellos wollte er auch dem triebhaften Ausbruch der tobenden Französischen Revolution der Schreckensherrschaft den besonnenen Aufstand aus dem gesunden Urgrund eines Volkes gegenüberstellen. Er wollte, bei allem Willen nach einem volkstümlichen Stück, nicht mehr wie in der Zeit der «Räuber» ein Buch schreiben, «das absolut der Henker verbrennen muß». Daher fehlen die bloßen Schleuderworte und Wutausbrüche. Selbst der größte Schmerz, nämlich das Leid, das der junge Melchtal über die Blendung des Vaters empfindet, mündet in einen Hymnus auf das Licht. Der Urheber dieses Frevels, Vogt Wolfenschießen, wird nicht gelyncht, sondern gegen Urfehde freigelassen. Und wo das Geschehen die Leidenschaft sprechen läßt, da ist sie nicht stockend, sondern gemessen, denn sie hat sich dem fünffüßigen Jambus zu fügen. Auf diese Art und Weise erreichte Schiller jene wundersame Schwebelage, die von der Handlung her die Herztöne kräftig mitpochen läßt, die aber den Zuschauer nicht blind in den Bann schlägt, sondern erhebt und befreit, indem er einem Spiel zusehen darf und so innerlich mitspielt, gemäß Schillers Wort, daß der Mensch nur dort ganz Mensch sei, wo er spiele. Natürlich ist sich dieser innern Freiheit, welche man mit einem Lieblingswort des reifen Schiller auch Heiterkeit nennen möchte, nur der Gebildete bewußt. Daß Schiller aber mit seinem Werke zugleich das ganze Volk zu ergreifen vermochte wie kein Dichter vor ihm und nach ihm im deutschen Sprachgebiet, macht jenes Wunder aus, das Thomas Mann die klassische Popularität nannte.

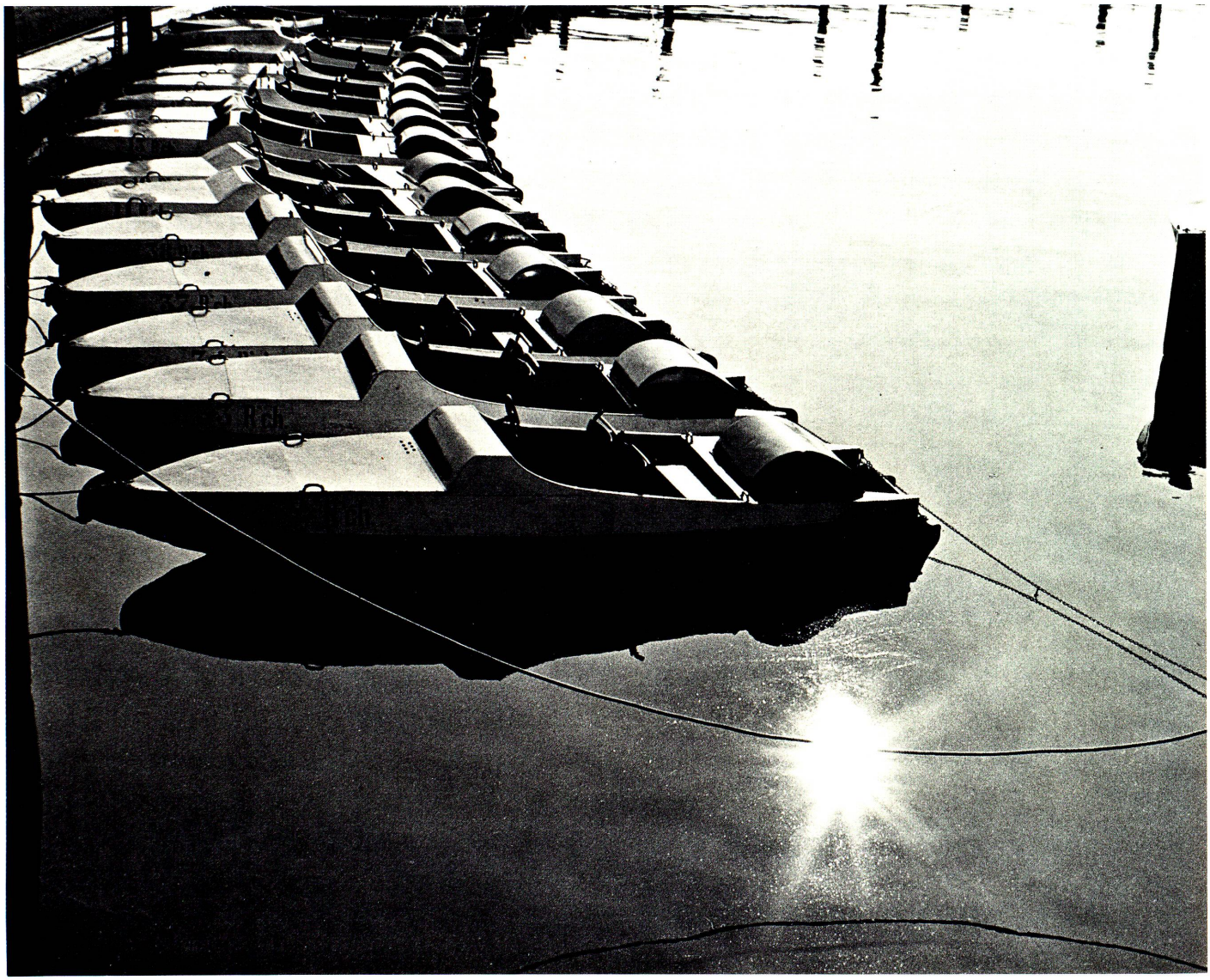
Möwenflug

Möwen sah um einen Felsen kreisen
Ich in unermüdlich gleichen Gleisen,
Auf gespannter Schwinge schweben bleibend,
Eine schimmernd weiße Bahn beschreibend,
Und zugleich in grünem Meeresspiegel
Sah ich um dieselben Felsenspitzen
Eine helle Jagd gestreckter Flügel
Unermüdlich durch die Tiefe blitzen.
Und der Spiegel hatte solche Klarheit,
Daß sich anders nicht die Flügel hoben
Tief im Meer als hoch in Lüften oben,
Daß sich völlig glichen Trug und Wahrheit.

Allgemach beschlich es mich wie Grauen,
Schein und Wesen so verwandt zu schauen,
Und ich fragte mich, am Strand verharrend,
Ins gespenstische Geflatter starrend:
Und du selber? Bist du echt beflügelt?
Oder nur gemalt und abgespiegelt?
Gaukelst du im Kreis mit Fabeldingen?
Oder hast du Blut in deinen Schwingen?

Wo werd ich heute nacht vor Anker gehn?
Das Fischerboot treibt langsam in die Ferne –
Im Frühling und im Herbst sind Dunst und Welten gleich
Ein kleines Feuer nur, um mich zu wärmen –

CHANG CHIH-HO



RHYSPITZ
Kursmässige Motorbootfahrten
nach
Altenrhein (Strandbad) Rheineck
Motorboot - Fahrschule

370
9